

Die unheilbar große Brüderkrankheit - Zum programmatischen Zeitgedicht Das neue Israelitische Hospital zu Hamburg von Heinrich Heine

Von Hans Otto Horch

Am 21. Oktober 1843, einem Samstag, um sechs Uhr fährt Heinrich Heine von Paris zu seinem vorletzten Besuch nach Hamburg ab und kommt dort am 29. Oktober an. Er logiert im Hotel "Alte Stadt Hamburg". Von Salomon Heine, seinem Onkel, und den anderen Anverwandten wird er voll Hochachtung empfangen - wohl nicht zuletzt deshalb, weil er dieses Mal keine Geldforderungen stellt. Neben dem Besuch bei seiner Mutter und den sonstigen Verwandten galt sein Interesse vor allem den Verhandlungen mit seinem Verleger Julius Campe, mit dem ein befriedigender Verlagsvertrag auszuhandeln war, der auch Heines Frau Mathilde für den Fall seines Todes sicherstellen sollte. Am Donnerstag, dem 7. Dezember, verläßt Heine Hamburg wieder und kehrt nach mehreren Zwischenstationen am 16. Dezember nach Paris zurück. Die wichtigste poetische Frucht dieser Reise Heines wurde *Deutschland. Ein Wintermärchen*, Heines berühmteste politische Dichtung; aber auch das heute interpretierte Gedicht ist keineswegs ein bloßes Nebenwerk.

Am 7. September 1843, also sechs Wochen vor Heines Hamburg-Reise, wurde das von Salomon Heine zum Gedenken an seine Frau Betty gestiftete Krankenhaus der Hamburger Israelitischen Gemeinde im Beisein von mehr als 550 Gästen feierlich eröffnet. Von Anfang an in der Konzeption und technischen Ausstattung auf neuestem Stand, gehört es bald (und übrigens bis heute) zu den besten Krankenhäusern der Stadt, in dem Patienten unabhängig von ihrer Religionszugehörigkeit ärztlich versorgt wurden und werden. Die Reinschrift des aus dem Anlaß der Eröffnung des Hospitals geschriebenen Gedichts datiert vom November 1843, es entstand also noch in Hamburg.

Das neue Israelitische Hospital zu Hamburg

Ein Hospital für arme, kranke Juden,
Für Menschenkinder, welche dreyfach elend,
Behaftet mit den bösen drey Gebresten,
Mit Armuth, Körperschmerz und Judenthume!

Das schlimmste von den dreyen ist das letzte,
 Das tausendjährige Familienübel,
 Die aus dem Nylthal mitgeschleppte Plage,
 Der altegyptisch ungesunde Glauben.

Unheilbar tiefes Leid! Dagegen helfen
 Nicht Dampfbad, Dusche, nicht die Apparate
 Der Chirurgie, noch all die Arzeneyen,
 Die dieses Haus den siechen Gästen bietet.

Wird einst die Zeit, die ew'ge Göttinn, tilgen
 Das dunkle Weh, das sich vererbt vom Vater
 Herunter auf den Sohn, - wird einst der Enkel
 Genesen und vernünftig seyn und glücklich?

Ich weiß es nicht! Doch mittlerweile wollen
 Wir preisen jenes Herz, das klug und liebeich
 Zu lindern suchte, was der Lindrung fähig,
 Zeitlichen Balsam träufelnd in die Wunden.

Der theure Mann! Er baute hier ein Obdach
 Für Leiden, welche heilbar durch die Künste
 Des Arztes, (oder auch des Todes!) sorgte
 Für Polster, Labetränk, Wartung und Pflege -

Ein Mann der That, that er was eben thunlich;
 Für gute Werke gab er hin den Taglohn
 Am Abend seines Lebens, menschenfreundlich,
 Durch Wohlthun sich erholend von der Arbeit.

Er gab mit reicher Hand - doch reich're Spende
 Entrollte manchmal seinem Aug', die Thräne,
 Die kostbar schöne Thräne, die er weinte
 Ob der unheilbar großen Brüderkrankheit. ¹

Wie es bereits der Titel andeutet, handelt es sich um ein Gelegenheitsgedicht und

¹ Heine, Heinrich: Sämtliche Werke. [Düsseldorfer Heine-Ausgabe]. Bd. 2 Neue Gedichte, bearb. v. Elisabeth Genton, Hamburg 1983, S. 117f.

zugleich - jedenfalls in seinem zweiten Teil - um einen Panegyrikus auf Onkel Salomon. Beide Formen, Gelegenheitsgedicht wie Panegyrikus, sind Gattungen der poetischen Rede, deren Blütezeit nach der Spätantike sowie nach Renaissance und Barock eigentlich vorbei war und die nur selten noch - etwa bei Goethe - zu poetischem Glanz gelangten. Dem Renommee der 'Gelegenheitsdichtung' hatte bereits früher ihr offen bekannter Zweck und der damit verbundene äußere Auftrag gelegentlich geschadet, und auch die Gattung des aus der Antike überlieferten 'Panegyrikus', des Preisgedichts, das im rhetorischen genus laudativum den Ruhm eines berühmten Herrschers in Politik oder Kultur sang, war im Zug der Verbürgerlichung obsolet geworden und wurde insofern eher in satirischer als in ernster Absicht gepflegt. Wenn Heine dennoch hier auf beide Formen zurückgreift, dann sicher nicht im Sinn einer bloßen Imitatio der alten Gattungen, obwohl es gattungsgemäß 'bei Gelegenheit' der Eröffnung des Hamburger Israelitischen Hospitals den reichen Bankier Salomon Heine als Wohltäter der Menschheit zu 'preisen' galt. In der Tat wird in der ersten Hälfte des Gedichts, den Strophen 1 bis 4, vor allem die 'Gelegenheit' apostrophiert, in der zweiten, den Strophen 5 bis 8, der Urheber der segensvollen Einrichtung gefeiert. Wenn Joseph Mendelssohn (1770-1848), der älteste Sohn Moses Mendelssohns, das Gedicht 1845 in sein Gedenkbuch für den Ende 1844 verstorbenen Salomon Heine aufnahm, muß er es im Sinn der ursprünglichen Gattungsbestimmung als 'Preisgedicht' akzeptiert haben.

Verweilen wir zunächst bei der imponierenden Persönlichkeit Salomon Heines. Wolfgang Hädecke, dem wir eine überaus lesenswerte Biographie Heinrich Heines verdanken, charakterisiert den Hamburger Bankier wie folgt:

Salomon Heine war die stärkste Persönlichkeit im Leben des Dichters. Ein Mann von Charakter, doch ohne Bildung (seine Briefe sind in einem schauerhaften Deutsch geschrieben), ein energischer, willensstarker Patriarch, der die gesamte weit verzweigte Familie beherrschte, ein Finanzgenie, das die Wirtschaftskrise glänzend überstand, obwohl es auch in Hamburg zahlreiche Konkurse gab, einer der wenigen Juden, die von der herrschenden Gesellschaftsschicht der Hansestadt aufgenommen und anerkannt wurden [...].²

Als Kostprobe des "schauderhaften Deutsch" seiner Briefe zitiere ich die ersten Zeilen aus dem Brief Salomons, den er "den zweite Tag Jontoft", also am zweiten Weihnachtsfeiertag 1843, an den nach Paris zurückgekehrten Neffen geschrieben hat:

² Hädecke, Wolfgang: Heinrich Heine. Eine Biographie (=rororo 5975), Reinbek 1989, S. 89.

"Heute Mittag, den zweite Tag Jontoft, wird gegeben:

Krebsen Suppe, mit Rosinen theilweise
 in den Krebsen
 daß edle Ochsen Fleisch der Hamburger
 geräuchertes Fleisch,
 dabei Karstanien
 noch genieße -
 Englischen Buding, mit Feuer
 Fasanen, 2 Stück
 ein Hase, den wircklich von
 meine Leute im Garten geschoßen ist
 salat. Mad Gädchens [offenbar die Köchin], hatt oder
 wird schon mehreres aufsetzen,
 Champaner, Port wein Mad. Wein
 und guten Roth wein

Dann wird die hohe Familie mit ihre Gegenwart das Teater besuchen."³

Man kann bei diesem geradezu fürstlichen Gedeck nur sagen: Wohl bekomm`s!
 Offenbar hatte der Neffe Spaß an solchen Berichten; er war bekanntlich selbst
 kein Kostverächter, und Speisen und Getränke aller Art gehören zu den
 Ingredienzien seiner Werke, die ihre besondere Sinnlichkeit ausmachen. Im übrigen
 soll Heine über die defizitären Deutschkenntnisse von Onkel Salomon nach
 Auskunft seines Neffen Ludwig von Embden gespöttelt haben, bei offiziellen
 Dinern stehe ihm "ein Diener für den Dativ" und einer "für den Accusativ" zur
 Seite.⁴

Im Geburtsjahr Heinrichs 1797 hatte Salomon zusammen mit einem
 Kompagnon eine eigene Bank gegründet, in deren Grundkapital auch die Mitgift
 seiner vier Jahre zuvor geheirateten Frau Betty einfloß. Diese stammte aus der
 Familie Goldschmidt, die zur jüdischen Oberschicht der Hansestadt zählte und
 unter deren Nachfahren ein so bedeutender Schriftsteller wie Georges-Arthur
 Goldschmidt ist. Salomon Heine verdankt seinen kometenhaften Aufstieg in der
 Finanzwelt Hamburgs diesen glücklichen pekuniären Voraussetzungen, vor allem
 aber seiner eigenen Tüchtigkeit und Korrektheit: Er vermied - anders als später

³ Heine, Heinrich: Säkularausgabe. Bd. 26 Briefe an Heine 1842-1851, bearb. v. Christa Stöcker, Berlin/Paris 1975, S. 86f.

⁴ Zitiert nach Hauschild, Jan-Christoph und Werner, Michael: "Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst". Heinrich Heine. Eine Biographie. Köln 1997, S.37.

sein Sohn Carl - bedenkliche Geschäfte wie Aktienspekulationen und setzte - ganz im Sinn der 'Zedaka' - seinen Reichtum immer wieder für wohlthätige Zwecke ein. 'Zedaka' gehört zu den religiös-sozialen Pflichten der jüdischen Frömmigkeit und bedeutet Wohlthätigkeit gegenüber den Armen, ohne diese zu beschämen. Zusammen mit der Barmherzigkeit als persönlicher Zuwendung zu den Hilfsbedürftigen macht 'Zedaka' die Nächstenliebe aus, die entgegen häufigen Unterstellungen keineswegs eine genuin christliche Errungenschaft ist, sondern von Anfang an zu den höchsten Geboten des Judentums zählt. So war es Salomon Heine, der seinen an Epilepsie leidenden und als Geschäftsmann untauglichen Bruder Samson mit dessen Familie seit 1819 finanziell unterhielt - für den Neffen Heinrich, der ja seine ersten fehlschlagenden Versuche als Geschäftsmann im Umkreis seines Onkels unternahm und vergeblich die Gunst seiner Töchter Amalie und (aus finanziellen Gründen) auch Therese zu erringen gehofft hatte, zeitlebens eine nicht vernarbende Wunde. Heine war sich übrigens dessen bewußt, daß sein Onkel und er selbst einander ähnlich waren; so heißt es in einem Brief an Friederike Robert vom 12. Oktober 1825:

Es ist ein bedeutender Mensch, der bey großen Gebrechen auch die grösten Vorzüge hat. Wir leben zwar in beständigen Differenzen, aber ich liebe ihn außerordentlich, fast mehr als ich selbst weiß. Wir haben auch in Wesen und Charakter viel Aehnlichkeit. Dieselbe störrige Keckheit, bodenlose Gemüthsweichheit und unberechenbare Verrücktheit - nur daß Fortuna ihn zum Millionär, und mich zum Gegentheil, d.h. zum Dichter, gemacht, und uns dadurch äußerlich in Gesinnung und Lebensweise höchst verschieden ausgebildet hat.⁵

Salomon Heine unterstützte nicht nur die eigene Großfamilie, sondern auch in Not geratene Mitbürger - Juden wie Christen. Als vom 5. bis 8. Mai 1842 Hamburg durch einen Großbrand schwer getroffen wurde, war Salomon sofort bereit, zur Eindämmung des Feuers sein Stadthaus am Jungfernstieg zur Sprengung freizugeben, ohne dafür die Versicherung der Hamburger Feuerkasse in Anspruch zu nehmen; der Hamburger Stadtregierung schenkte er eine halbe Million Mark, wodurch ein überdimensionaler Zinsanstieg vermieden werden konnte. 1837 hatte Heinrich eine von Salomon gegründete Vorschußkasse für "unbemittelte hiesige Einwohner" als Institut diskreditiert, "um heruntergekommene Schacherer wieder auf die Beine zu bringen"; nun, nach dem Hamburger Brand, sah er die Wohlthätigkeit seines Onkels in einem besseren Licht, hoffte

⁵ Heine, Heinrich: Säkularausgabe. Bd 20 Briefe 1815-1831, bearb. v. Fritz H. Eisner, Berlin/Paris 1970, S. 220.

wohl auch, gleich seiner literarischen Figur Hirsch-Hyazinth in den Bädern von Lucca, von Salomon "ganz famillionär" behandelt zu werden. Als er von einer schweren Erkrankung Salomons erfuhr, beschleunigte dies seinen Entschluß zu einer Deutschland-Reise, die ohnehin wegen seines eigenen schlechter werdenden Gesundheitszustandes angezeigt schien und bei der er sich auch ein Bild davon machen wollte, wie seine Verwandten - insbesondere auch seine Mutter - die Brandkatastrophe überstanden hatten.

In einem Brief an den befreundeten Komponisten Giacomo Meyerbeer hatte sich Heinrich Heine am 24. März 1838 allerdings wortreich über seinen von ihm seit seiner Kindheit doch so geliebten Hamburger Onkel Salomon Heine beklagt:

Wie ich mich darüber ärgere daß ich trotz aller Kümernisse, die ich durch meinen Oheim erlitten, dennoch nicht aufhören kann ihn zu lieben: So ärgert sich mein Oheim, daß er, trotz meiner Verdienste und gerechten Ansprüche, dennoch nie was Ordentliches für mich gethan hat, er der berühmte Millionär, der vor der Welt als mein Gönner gilt, und von dem man glaubt er setze mich in den Stand Meisterwerke für die Nachwelt zu schaffen, was ach! nicht möglich ist wenn man betrübt von den qualsamsten Nahrungssorgen sein Talent an unerquickliche Tagesaufgaben verträdeln und verzetteln muß!⁶

Der empörte Neffe muß allerdings eingestehen, daß des Oheims Vorhaltungen bezüglich mangelnden Geldverdienstes mittlerweile aufgehört hätten und wohl auch früher nicht ganz ernst gemeint waren, "denn seine Seele ist so hoch und edel, und er hat weit mehr Respekt für den armen benöthigten Gelehrten als für reiche Schacherjuden". Neuerdings aber bringe der Oheim gegen ihn zwei Beschuldigungen vor, "wovon die eine eben so lächerlich wie die andre grausam" sei:

Er will sich nemlich nicht zufrieden geben, daß ich in einem Briefe zu ihm gesagt habe: Das Beste was an ihm sey, bestünde darinn daß er meinen Namen führe. Diese Aeüßerung, deren ich mich nicht mehr klar erinnere, ist gewiß wahr; denn mein Oheim sagt nie eine Unwahrheit. Aber daß er sich darüber gegrämt hat, ist nicht wahr, denn er ist zu gescheut sich an Worte zu halten und er weiß zu gut wie sehr ich seinen inneren Werth, seine Charaktergröße, seine ausgezeichnete Persönlichkeit, anerkenne.

Grausam aber sei die Unterstellung, er, Heinrich, habe bei Gelegenheit des Todes

⁶ Heine, Heinrich: Säkularausgabe. Bd 21 Briefe 1831-1841, bearb. v. Fritz H. Eisner, Berlin/Paris 1970, S. 263-267, hier S. 264-266

von Salomons Ehefrau Betty im Januar des Jahres 1837 einen so distanzierten Brief geschrieben, daß daraus nur Gefühllosigkeit abgelesen werden könne. In Wahrheit habe er zuvor aus Ärger dem Onkel versichert, er werde ihm "in diesem Leben gar nicht mehr schreiben" - und habe nun dennoch schreiben müssen, "um das Andenken einer Frau zu ehren, die wie eine gütige Fee aus allen Erinnerungen meiner Jugend mir beständig entgegenlächelt, die mich gegen Rohheit und Noth so oft geschützt hat, die so schön und so liebenswürdig war." Dem Vetter Carl Heine gegenüber jedenfalls habe er aus seinen Gefühlen keinen Hehl gemacht, ja er sei nach der Niederschrift eines entsprechenden Briefes an ihn sogar ohnmächtig geworden. Heine wäre nicht Heine, wenn er mit diesem Brief an Meyerbeer nicht zugleich seine Sache beim Onkel selbst hätte betreiben wollen; denn aus einem beigelegten weiteren Brief an Meyerbeer wird deutlich, daß die Passagen über den Onkel durchaus von diesem gelesen werden sollen - mit dem Ziel, durch "ein bischen Unrecht" ihn zu erneuter Tat, d.h. zu einer gleichmäßigen Zahlung eines Jahrgeldes anzuspornen.

Der hier referierte Brief an Meyerbeer gehört in mehrfacher Weise zur Vorgeschichte der Entstehung des Gedichts *Das neue Israelitische Hospital zu Hamburg*. Dieses ist äußerlich betrachtet eine Hommage für Salomon Heine als Wohltäter, es bezieht sich auf den Tod von dessen Ehefrau Betty, in deren Namen Salomon das Israelitische Hospital 1838 gestiftet hat, und es hat indirekt mit dem alten Streit zwischen den Verwandten in der Frage des Verhältnisses von Besitz und Bildung, Geld und Geist zu tun - einem Streit, der sich nach dem Tod Salomons Ende 1844 durch eine entsprechend abweisende Haltung seines Sohnes Carl Heine für Heinrich fast zur Katastrophe steigern sollte. Im Jahr des Briefes an Meyerbeer jedoch hatte dessen Vermittlertätigkeit Erfolg: Bei einem Besuch Salomons in Paris aus Anlaß der Hochzeit Cécile Furtados entschloß sich der Bankier, dem Neffen ein jährliches Fixum von immerhin 4.000 Francs zu zahlen.

Beide Teile des Heineschen Gedichts für seinen Onkel scheinen freilich nur in einer Oberflächenschicht den Gattungen 'Gelegenheitsgedicht' und 'Panegyrikus' zu entsprechen - zumindest sind es merkwürdige Assoziationen, die das Bild eines ausschließlich positiven, humanen Stiftungszwecks ebenso trüben, wie sie das Bild des Stifters für Anschauungen in Anspruch nehmen, die sicherlich von diesem selbst nicht geteilt worden sind. Heine muß mit diesem Gedicht mehr und anderes, Zeitbezogenes und zugleich Programmatisches im Sinn gehabt haben; deshalb hat er es als Nr. XI in den Zyklus *Zeitgedichte seiner Neuen Gedichte* (1844) integriert. 'Zeitgedichte': Der Begriff stammt Jürgen Wilke zufolge wohl aus dem späten 18. Jahrhundert, von Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719-1803),

einem Vertreter der anakreontischen Lyrik, der mit seinen 'Preußischen Kriegsliedern` im Zusammenhang mit dem Siebenjährigen Krieg ein frühes Muster des patriotischen 'Zeitgedichts` geschaffen hatte. Das Genre wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Zusammenhang mit der politischen Lyrik ein "epochaltypisches literarisches Phänomen", das auf die Zeit als eine "Kategorie gesellschaftlicher Öffentlichkeit" abhebt⁷ und in den Arbeiten von 'Zeitschriftstellern` wie Börne oder Heine selbst ein prosaisches Pendant hat. Tatsächlich handelt das Heinesche Gedicht zwar nicht von Politik in einem unmittelbar gegenwartsbezogenen Kontext, aber von Zeit in einem historischen und einem utopischen Sinn, als eine unbeantwortbare Frage an die Zukunft, ob einst die Enkelgeneration von 'Gebresten` des Judentums genesen und "vernünftig" und "glücklich" sein könne. Die Bekräftigung der Unbeantwortbarkeit ("Ich weiß es nicht!") zu Beginn der fünften Strophe wird zu einer Art Scharnier zwischen beiden Teilen des Gedichts, deren zweiter von der Gegenwart bestimmt wird, in der ein guter Jude seiner Pflicht nachkommt, wenigstens "zeitlichen Balsam" in die Wunden der Leidenden zu träufeln; die Zeitlichkeit der Linderung wird besonders hervorgehoben durch eine Abweichung im ansonsten stimmigen jambischen Versmaß des Gedichts. "Ob der unheilbar großen Brüderkrankheit" spendet der Onkel über die materielle Großzügigkeit hinaus die "kostbar schöne Träne", mithin seine besondere Empathie mit dem existentiellen Leid der jüdischen Brüder, das, wie es in der dritten Strophe in ebenfalls charakteristischer metrischer Ge-genbetonung heißt, "unheilbar" ist:

Unheilbar tiefes Leid! Dagegen helfen
 Nicht Dampfbad, Dusche, nicht die Apparate
 Der Chirurgie, noch all die Arzeneyen,
 Die dieses Haus den sicchen Gästen bietet.

Eine dritte gegenmetrische Betonung erfolgt in der sechsten Strophe mit dem Vers, der "teure Mann" sorgte "für Polster, Labetrunk, Wartung und Pflege." Mithin werden "Wartung und Pflege" der Kranken als "zeitlicher Balsam" dem "unheilbar tiefen Leid" der *Conditio Judaica* durch jeweils gegenmetrische Betonung gegenübergestellt; das alliterierend in der sechsten und siebten Strophe hervorgehobene "Wohlturn" des "teuren Mannes", des "Mannes der That", "der that [...] was eben thunlich" und dafür den "Taglohn" hingibt, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß dadurch das eigentliche Problem - nämlich die Aufhebung der 'Judenfrage` durch eine politische und soziale Emanzipation der Menschheit

⁷ Wilke, Jürgen: Das 'Zeitgedicht'. Seine Herkunft und frühe Ausbildung, Meisenheim am Glan 1974, S. 58ff.

als ganzer - noch längst nicht gelöst ist und vielleicht überhaupt nicht gelöst werden kann.

Der programmatische Charakter des Gedichts geht also nicht zuletzt aus der Form des Gedichts hervor. Wenn der frühe Georg Lukács davon gesprochen hat, daß die Form der Literatur das eigentlich Soziale an ihr sei, trifft dies im Fall des Heineschen Gedichts geradezu musterhaft zu. Anders als in den vierzeiligen, unterschiedlich gereimten und metrisch variabel gestalteten Strophen, die ein Markenzeichen von Heines Lyrik geworden sind, fehlt hier allerdings jede Reimbindung. Man kann also vermuten, daß das Gedicht mancherlei 'Ungereimtes' enthalte, das sich der euphonischen, harmonischen Bindung durch Endreim entzieht. Ob der durchgängig weibliche Versausgang auf den Anlaß der Gründung des Hospitals zurückverweist, nämlich den Tod Betty Heines, sei dahingestellt. Auf jeden Fall lassen sich die Verse des Gedichts als 'Blankverse' identifizieren, mithin fünfhebige Jamben ohne Reimbindung. Heine als Kenner der englischen Literatur könnte sich u.a. von der romantischen englischen Lyrik und selbstverständlich auch von Lord Byron Anregungen geholt haben. Wahrscheinlicher ist aber der Rückgriff auf die deutsche Tradition, die ihrerseits auf die englische zurückgreift.

Wenn das Gedicht - übrigens als einziges der Zeitgedichte - in Blankversen geschrieben ist, klingt darin vor allem der intertextuelle Bezug auf Lessings 'dramatisches Gedicht' *Nathan der Weise* an, mit dessen Botschaft sich die um Emanzipation bemühten Juden seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts geradezu enthusiastisch identifiziert haben. Nicht wenige Juden haben den Namen Lessing angenommen, als sie von den Behörden gezwungen wurden, bürgerliche Namen zu tragen. In Zeiten des Rückschlags der Emanzipationshoffnungen - so etwa in den Jahren nach 1800, in den Jahren nach 1815, also den 'Befreiungskriegen', die Heine bewußt miterlebte, dann wieder in den siebziger und achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts mit dem Aufkommen des rassistischen Antisemitismus - geriet mit den Juden auch Lessings *Nathan* in die Schußlinie. Bis 1933, ja sogar darüber hinaus klammerten sich die deutschen Juden an die mit *Nathan* verknüpften Hoffnungen - und das dramatische Gedicht wurde im Dritten Reich ebenso ghettoisiert wie die Glaubensgenossen seines Titelhelden: Es durfte nur in dem von den Nationalsozialisten initiierten *Jüdischen Kulturbund* noch aufgeführt werden, den 'arischen' Deutschen konnte man eine solche 'Judengeschichte' nicht mehr zumuten. In einer tieferen Dimension zeugt Heines Gedicht also von einer schmerzlichen Empörung: Es beklagt nicht nur die Tragödie des jüdischen Emanzipationsprozesses seit der Aufklärung, der europaweit durch immer wieder aufflammenden Antisemitismus vereitelt zu werden droht, sondern der jüdi-

schen Geschichte als ganzer. Es ist eine böse Trias der 'Gebresten', die Heine hier zusammenspannt - 'Armut, Körperschmerz und Judentum'. Das "und" in diesem Trikolon markiert die Zusammenschau von sozialer, physischer und national-religiöser Misere auf geradezu brutale Weise. Die Juden, deren Leben bis ins 18. Jahrhundert hinein durch eine untrennbare Verbindung von (monotheistischer) Religion und Volkszugehörigkeit geprägt war - man sprach daher von der 'jüdischen Nation' -, hatten seit dem Versprechen ihrer bürgerlichen Gleichberechtigung durch Emanzipation das Ihre versucht, um sich so weit wie möglich an die christlich-deutsche Mehrheit anzupassen. Insbesondere hatten sie sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts um eine religiöse Reform bemüht und in diesem Zusammenhang die enge Verbindung zwischen Religion und Volkszugehörigkeit gelöst: Man wollte deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens sein, wie die Christen deutsche Staatsbürger christlichen Glaubens resp. katholischer oder protestantischer Konfession waren. Mit der Reform einher ging die Auflösung der Gemeindeautonomie, die ja bis ins 18. Jahrhundert hinein auch eine eigene Gerichtsbarkeit bedeutete. Heine, der aus einem Haus stammte, in dem zwar die jüdischen Feiertage noch einigermaßen eingehalten und auch sonstige Pflichten der Gemeinde gegenüber beachtet wurden, das aber bereits alles andere als orthodox gelten konnte, war als Zögling eines von aufgeklärten katholischen Abbés geleiteten Düsseldorfer Gymnasiums in Distanz zu religiöser Orthodoxie aufgewachsen. Als Nutznießer der Napoleonischen Gesetze, die wie der Beschluß des revolutionären Konvents von 1791 den Juden gleiche Bürgerrechte einräumten, trat er zwar leidenschaftlich für die Gleichberechtigung der Juden ein; der jüdischen Reformbewegung aber stand er skeptisch gegenüber, weil sie ihm allzu christianisierende Züge trug und überhaupt in der Tendenz zur unbedingten Anpassung an die Mehrheit würdelos schien.

Da waren ihm die 'Ostjuden' doch lieber, denen er im August 1822 auf einer Reise in die polnischen Gebiete Preußens begegnete. In einem Aufsatz *Ueber Polen*, der im Januar 1823 im "Gesellschafter" publiziert wurde, rubrizierte Heine die polnischen Juden sogar als den 'dritten Stand' der Posenschen Gebiete. Obwohl das, was im Westen hochtrabend Zivilisation heißt, in Polen nur rudimentär anzutreffen sei, stellt Heine den festumrissenen Volkscharakter der polnischen Juden besonders heraus, der sie bei allem Elend und allem Aberglauben autonom erscheinen läßt:

Dennoch, trotz der barbarischen Pelzmütze, die seinen Kopf bedeckt, und der noch

barbarischeren Ideen, die denselben füllen, schätze ich den polnischen Juden weit höher als so manchen deutschen Juden, der seinen Bolivar auf dem Kopf, und seinen Jean Paul im Kopfe trägt. In der schroffen Abgeschlossenheit wurde der Charakter des polnischen Juden ein Ganzes; durch das Einatmen toleranter Luft bekam dieser Charakter den Stempel der Freiheit. Der innere Mensch wurde kein quodlibetartiges Kompositum heterogener Gefühle und verkümmerte nicht durch die Einzwängung Frankfurter Judengaßmauern, hochweiser Stadtverordnungen und liebevoller Gesetzbeschränkungen. Der polnische Jude mit seinem schmutzigen Pelze, mit seinem bevölkerten Bar-te und Knoblauchgeruch und Gemauschel, ist mir noch immer lieber als mancher in all seiner staatspapiernen Herrlichkeit.⁸

Zwar partizipiert auch Heine an den Vorurteilen gegenüber dem Ostjudentum: So teilt er die seit Mendelssohn übliche Verachtung gegenüber der jiddischen Sprache als einem barbarischen Jargon und ekelt sich vor der Unzivilisiertheit des alltäglichen Lebens. Auf der anderen Seite aber kommt er zu einer trotz alledem positiven Gesamtsicht, wie sie eigentlich erst Jahrzehnte später im Zuge der 'jüdischen Renaissance', also um die Wende zum 20. Jahrhundert, möglich ist, und seine Einsichten erinnern auch in ihrer sprachlichen Pointierung an Alfred Döblins über ein Jahrhundert später erscheinenden Bericht *Reise in Polen*, wo ebenfalls gegen das gängige westjüdische Vorurteil die Ostjuden als scharf umrissenes Volk entdeckt werden.

Im Umkreis des Berliner *Vereins für Cultur und Wissenschaft der Juden*, der 1819 unter dem Eindruck der nationalistischen Hep-Hep-Unruhen in Deutschland gegründet worden war und sich die historisch-wissenschaftliche Erforschung des Judentums von seinen Anfängen bis zur Gegenwart zum Ziel gesetzt hatte, studierte Heine eingehend die leidvolle Geschichte der Juden und schöpfte daraus seine poetische Inspiration; das als dezidierte Vereinsschrift geplante Erzählfragment *Der Rabbi von Bacherach* wurde zum wichtigsten poetischen Beleg dieser frühen Auseinandersetzung mit dem Judentum. Mit seiner Taufe 1825, die Heine freilich keineswegs aus religiöser Überzeugung vollzog, sondern, wie er später meinte, als "Entréebillet zur europäischen Kultur", verlor er für lange Zeit das Judentum aus den Augen - was freilich eine fortwährende Hochschätzung der Bibel als 'portatives Vaterland' der Juden ebenso wenig ausschloß wie die ausdrückliche Würdigung von Jesus von Nazareth und Spinoza als jüdische Märtyrer für die Sache der Freiheit und Humanität. Es ging nun ausschließlich um die Sache der Menschheit; wäre die Menschheitsfrage im Sinn sozialer wie politischer Emanzipation universell gelöst, wäre damit auch die 'Judenfrage' aufgehoben.

⁸ S. 76f.

Daß Heine gleichwohl diese immer wieder akut werdende 'Judenfrage' nicht losließ, zeigt sich zum Beispiel in der sog. 'Damaskus-Affäre' von 1840: Eine mittelalterlichem Wahn entsprungene Blutbeschuldigung gegenüber Juden in Damaskus hatte zu Pogromen geführt, denen gegenüber das Mutterland der Revolution, Frankreich, zur größten Empörung Heines eine politisch höchst zweideutige Haltung einnahm. Eine Frucht dieser Empörung ist das dritte Kapitel des *Rabbi von Bacherach*, mit dem Heine sein lange liegengelassenes Projekt einer erzählerischen Vergegenwärtigung der brennenden Frage jüdischer Existenz unter der Bedrohung durch den Antisemitismus abschloß. Die schmerzliche Einsicht Heines, daß offenbar Aufklärung gegenüber dem mittelalterlichen Verfolgungswahn machtlos ist oder gar selbst - wie sich an der ambivalenten bis feindlichen Haltung vieler Aufklärer gegenüber dem Judentum erweist - in Verfolgungssucht umschlägt, mag zur bitteren Schärfe unseres Gedichts beigetragen haben. Der Glaube der Vorfahren wird als vererbte Krankheit beklagt, als "unheilbar tiefes Leid". In einer ersten Fassung der zweiten Strophe hieß es gar: "Der in den Geist zurückgetretne Aussatz,/Die altegyptisch heilige Glaubenseuche"⁹ - eine schrille Polemik gegen den jüdisch-christlichen Monotheismus, der Heine um diese Zeit noch als ödes 'nazarenisches' Gegenbild wider den sinnenfrohen Polytheismus des 'Hellenentums' erscheint. Im Buch über Ludwig Börne hatte Heine wenige Jahre zuvor diesen Gegensatz gleichsam anthropologisch fundiert: "Alle Menschen sind entweder Juden oder Hellenen, Menschen mit ascetischen, bildfeindlichen, vergeistigungssüchtigen Trieben, oder Menschen von lebensheiterem, entfaltungsgestolztem und realistischem Wesen."¹⁰

Im dichotomischen Begriffspaar 'Sensualismus' respektive 'Hellenentum' versus 'Spiritualismus' respektive 'Nazarenentum' (zu dem neben dem Christentum auch das Judentum gerechnet wird) versucht Heine seine Wendung zu pantheistischer Weltfrömmigkeit terminologisch zu fassen, die u.a. Spinoza als jüdisch-häretischer Gewährsmann repräsentiert. Der Ton, in dem unser Gedicht über das Judentum spricht, hat jedoch nichts mehr mit diesen anthropologischen Universalien zu tun, er ist Ausdruck des Druckes, unter dem die jüdische Minderheit seit dem Anfang ihrer Geschichte zu leiden hat.

Nur wenige Jahre später wäre ein Gedicht gegen die "unheilbar große Brüderkrankheit" des Judentums in dieser Schärfe wohl nicht mehr möglich gewesen. Die bereits erwähnte 'Damaskus-Affäre' führt bei dem seit den vierzi-

⁹ Düsseldorf Ausgabe Bd. 2, S.725.

¹⁰ Heine, Heinrich: Sämtliche Werke. [Düsseldorfer Heine-Ausgabe]. Bd. 11 Ludwig Börne. Eine Denkschrift und Kleinere politische Schriften, bearb. v. Helmut Koopmann, Hamburg 1978, S. 18f.

ger Jahren politisch sich radikalisierenden und zeitweilig auch mit Karl Marx befreundeten Heine zu einem allmählichen Umdenken, was seine Stellung zum Judentum angeht. Vor allem die Verschlimmerung seines neuropathischen Leidens seit 1844, durch das er sich seit Mai 1848 auf die Lazarus-Existenz der 'Matratzengruft' geworfen sieht, zwingt ihn zu neuem Nachdenken über die alte Hiob-Frage nach der Gerechtigkeit Gottes. Nicht ohne Selbstironie verweist Heine darauf, er sei nun wie der verlorene Sohn zu dem alten Jehovah zurückgekehrt; die jüdische Bibel wird zum Trostbuch des Leidenden, dem allerdings Versuche, ihn als reuigen Sünder für die Kirche zu reklamieren, nichts als spöttische Verachtung abnötigen. In einer Tapferkeit und Klarsicht ohnegleichen bis zum Todestag im Jahr 1856 schafft Heine ein (vor allem lyrisches) Alterswerk, das in seiner Bedeutung kaum zu überschätzen ist. Insbesondere die *Hebräischen Melodien* der Sammlung *Romanzero* werden zum rebellischen Schwanengesang eines au fond jüdischen Dichters, als der Heine gesehen werden muß - trotz oder vielleicht gerade wegen des verzweifelten Kontrapunkts im hier vorgestellten Gedicht.

Der im Dritten Reich nach England emigrierte jüdische Germanist Siegbert S. Praver hat völlig zu Recht davor gewarnt, Heine gleichsam in ein literarisches Ghetto zu sperren und seine spezifische Begabung und die von ihm benützten satirischen Formen als ausschließlich und genuin jüdisch zu interpretieren.¹¹ Gleichwohl besteht nach Praver kein Zweifel darüber, daß Heine in seinem Gesamtwerk eine Art 'Jewish Comedy' - analog einerseits zu Dantes 'Göttlicher', andererseits zu Balzacs 'Menschlicher' Komödie - vorgelegt habe, einen über die bloße Subjektivität hinausgehenden Spiegel der Tragikomödie von Emanzipation, Assimilation und Akkulturation. Insbesondere Heines Witz sei genuin jüdisch, weil er nur vor dem Hintergrund der leidvollen eigenen Emanzipationsgeschichte zu verstehen sei; seine Ingredienzien sind Selbstkritik, experimentelles Spiel mit den antijüdischen Stereotypen, demokratische Grundeinstellung, Revolte gegenüber allen unmotivierten Einschränkungen der Gedankenfreiheit, Skeptizismus als Folge der Leiden des Exils, Anerkennung und Kritik des Wissens, undogmatisches Denken mit der Neigung zum Extrem bis hin zur entlarvenden Absurdität. Nur wenige Autoren hätten die Dialektik von Heimat und Fremde so internalisiert wie der doppelt - als Jude und als Demokrat - exilierte Heine: Die Liebe zur deutschen Sprache sei geradezu die Bedingung der Kritik an der deutschen Misere im Zeichen eines kosmopolitischen

¹¹ S. Praver, Siegbert: Heine's Jewish Comedy. A Study of his Portraits of Jews and Judaism, Oxford Univ. Press 1983, Conclusion, S. 758-774.

Universalismus.

In Heines Werk - wie später in dem Franz Kafkas - ist paradigmatisch die Signatura temporis abzulesen, die - in zunehmender Deutlichkeit - auch von Zeichen der Brüchigkeit im christlich- respektive deutsch-jüdischen Verhältnis bestimmt ist. Auch ein Gelegenheitsgedicht wie das hier untersuchte, so scheinbar prosaisch sein Gegenstand ist, bezeugt dies in geradezu exemplarischer Weise: Exemplarisch nicht nur wegen seiner programmatischen Dominante, sondern zugleich wegen seiner auf Lessing und die Aufklärung deutenden Form, die das auf der Ebene der Textsemantik Ausgedrückte gleichsam tiefensemantisch in seiner epochalen Katastrophalität enthüllt.

Diese Katastrophalität zeigte sich nicht erst 1933, sondern bereits viel früher. Wenige Jahre vor Eintritt der Katastrophe, im Jahr des Doppeljubiläums von Lessings wie Mendelssohns zweihundertstem Geburtstag 1929, haben dies zwei überzeugte Zionisten in konträren Bewertungen der Rolle Lessings und Mendelssohns deutlich werden lassen. Die Stellungnahmen stammen von Arnold Zweig und von Ernst Simon. Arnold Zweig schreibt im Jahr 1929 zu Ehren des 200. Geburtstags von Mendelssohn und mit angemessenem Blick auch auf Lessing einen 'Prolog' in Versen, der ästhetisch unerheblich, inhaltlich dafür um so aufschlußreicher ist. Der Prolog endet mit einer schmerzlichen Gegenüberstellung der Aufklärung und der leidvollen Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, die erst verdeutlicht habe, wie lichtvoll und zukunftssträftig die Ideen Mendelssohns und Lessing waren:

Bei uns Gebrodel, Wirrnis und Gefahr,
 Bei euch Verstand und Einsicht, gütig und klar,
 Bei uns Tiefe, Aufruhr und Übergang,
 Bei euch Lessings Festigkeit, Schillers Glühen und Klopstocks und Goethes Gesang.
 Bei uns unablässiges Beginnen und Mühn,
 Bei euch Ansatz zu Blüte und unsägliches Blühn:
 Bei uns schmerzhaftes Gestalten, tragische Pflicht -
 Bei euch: Vorhang auf! Nathan der Weise spricht!¹²

Evoziert wird also noch einmal das traditionelle Bild Mendelssohns als des Lessingschen 'weisen Nathan', wie es bereits ein halbes Jahrhundert zuvor im Gedenkbuch des Deutsch-israelitischen Gemeindebundes zum 150. Geburtstag Lessings und Mendelssohns - übrigens mit ähnlich emphatischen Gedichten

¹² Zit. nach Mendelssohn, Moses: Selbstzeugnisse. Ein Plädoyer für Gewissensfreiheit und Toleranz. Hrsg. v. Martin Pfeideler. Tübingen, Basel 1979, S. 11.

Moritz Rappaports und Leopold Komperts - beschworen worden war.¹³ Es erscheint als Gegenbild eines durch äußere wie innere Kämpfe in seiner Identität verunsicherten Judenbilds. Dieses Gegenbild aber, das zugleich ein Bild deutsch-jüdischer Symbiose darstellt, hat, so die Hoffnung Zweigs zu Beginn seines Prologs, die Zukunft noch vor sich. Mendelssohn erscheint gegenüber dem strahlenderen Lessing als eine eher "verdunkelte" Kraft, aber sein Verdienst, den Juden mit der deutschen Sprache auch die Bildung, Freiheit und Vernunft gebracht zu haben, wird in aller Welt nicht vergessen werden.

Wesentlich skeptischer als Arnold Zweig sieht der Mitarbeiter Martin Bubers und spätere bedeutende Pädagoge Ernst Simon die Wirkung Lessings und seiner Figur des Nathan. Sein Aufsatz über *Lessing und die jüdische Geschichte* erschien am 22. Januar 1929 in der zionistischen Jüdischen Rundschau und beginnt mit den Worten: "Das Charakterbild des Lessingschen Juden, Nathan des Weisen, steht in der jüdischen Geschichtsschreibung derartig fest, daß es lohnt, es ins Schwanken zu bringen."¹⁴

Simon fragt nun danach, was an Nathan und auch bereits am Reisenden in Lessings frühem Lustspiel *Die Juden* denn überhaupt jüdisch sei. Er kommt zu dem Schluß, daß viel eher der Shakespearesche Shylock als Jude des venezianischen Ghettos das Judentum des 18. Jahrhunderts repräsentiere als "Nathans blasse Judenschemen"; dieser habe keine adäquate Vergangenheit und zeitgenössische Gegenwart gehabt, dafür aber die Zukunft bestimmt, indem sich die Juden bestreben, sich dem unjüdischen Judenbild Nathans anzugleichen, zu assimilieren. Nathan ist für Simon also das Vorbild deutsch-jüdischer Assimilation, während Shylock in seinem Schmerz und seiner Tragik zur Identifikationsfigur der jungen nationaljüdischen Bewegung wird. Im Zusammenhang damit wird auch Mendelssohn als "Großvater des Taufjudentums und der modernen Orthodoxie" eher skeptisch betrachtet. Vorausgesetzt also, das Judentum gibt sich nicht selbst zugunsten einer erhofften, aber letztlich von der deutschen Gesellschaft nicht gewährten Assimilation völlig auf, muß es sich nach Simon eher in Shylock als in Nathan wiedererkennen. Damit stellt Simon ein Paradigma deutsch-jüdischer Verständigung in Frage, das bis ins Dritte Reich hinein fast zu einem Dogma vieler Juden geworden war.

Obwohl Heine auf Lessing als unbeugsamen Aufklärer große Stücke hielt und in

¹³ Leipzig 1879.

¹⁴ Simon, Ernst: Lessing und die jüdische Geschichte. In: Jüdische Rundschau 22. Januar 1929. Auch in Simon, Ernst: Brücken. Gesammelte Aufsätze. Heidelberg 1965. S.215-219, hier S.215.

Nathan die Verkörperung des reinen Deismus sah,¹⁵ stand ihm Ernst Simons düster-pessimistische Position näher als die utopische Arnold Zweigs. In seiner 1838 entstandenen Arbeit über *Shakespeares Mädchen und Frauen*¹⁶ kommt Heine im Zusammenhang mit dem "Kaufmann von Venedig" auch auf Portia und Shylock zu sprechen. Portia steht für die Position des sinnenfreudigen Sensualismus, Shylock für den sinnenfeindlichen Spiritualismus - von daher ist klar, auf wessen Seite Heine zu dieser Zeit noch steht. Dennoch wird Shylock größere Aufmerksamkeit zuteil als Portia - er ist der Inbegriff des unter den unchristlichen Christen leidenden Juden, dem man die ihrerseits pflichtvergesenene und leichtfertige Tochter Jessika geraubt hat. Heine vermittelt eine Ahnung davon, was es bedeutet, wenn im Zeichen der Säkularisation, des "sündhafte[n] Pantheismus", der ursprünglich christliche Judenhaß einer ganz neuen Art von "Verfolgungsgewitter" weicht, die religiöse Rationalisierung und damit zugleich auch Kalkulierbarkeit eines 'ewigen' Judenhasses entfällt. Jeglicher Spott gegenüber den von einer fixen Idee besessenen Juden, deren Wahn-Sinn bei einem Synagogenbesuch am Versöhnungstag offenbar wird, erscheint wohlfeil angesichts dieses zukünftigen Martyriums, und so endet der Abschnitt über Portia mit einer Vision, die zu den anrührendsten Texten Heines gehört. Shylock ist der immer Gegenwärtige, dessen Imago Heine bei einem Besuch in der Synagoge Venedigs erscheint:

Trotz dem daß ich [...] nach allen Seiten umherspähete, konnte ich das Antlitz des Shyloks nirgends erblicken. Und doch war es mir, als halte er sich dort verborgen, unter irgend einem jener weißen Talare, inbrünstiger betend als seine übrigen Glaubensgenossen, mit stürmischer Wildheit, ja mit Raserey hinaufbetend zum Throne Jehovas, des harten Gottkönigs! Ich sah ihn nicht. Aber gegen Abend, wo, nach dem Glauben der Juden, die Pforten des Himmels geschlossen werden und kein Gebet mehr Einlaß erhält, hörte ich eine Stimme, worin Thränen rieselten, wie sie nie mit den Augen geweint werden ... Es war ein Schluchzen, das einen Stein in Mitleid zu rühren vermochte ... Es waren Schmerzlaute, wie sie nur aus einer Brust kommen konnten, die all das Martyrthum, welches ein ganzes gequältes Volk seit achtzehn Jahrhunderten ertragen hat, in sich verschlossen hielt ... Es war das Röcheln einer Seele, welche todtmüde niedersinkt vor den Himmelspforten ... Und diese Stimme schien mir wohlbekannt, und mir war, als hätte ich sie einst gehört, wie sie eben so verzweiflungsvoll jammerte: 'Jessika, mein Kind!'"¹⁷

¹⁵ Vgl. Heine, Heinrich: Sämtliche Werke. [Düsseldorfer Heine-Ausgabe]. Bd. 8/1 Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. Die Romantische Schule, bearb. v. Manfred Windfuhr, Hamburg 1979, S.73-77.

¹⁶ Heine, Heinrich: Sämtliche Werke. [Düsseldorfer Heine-Ausgabe]. Bd. 10 Shakespeares Mädchen und Frauen und Kleinere literaturkritische Schriften, bearb. v. Jan-Christoph Hauschild, Hamburg 1993, S. 7-191.

¹⁷ S. 134f.

Shakespeares Komödie wird von Heine demnach als Tragödie Shylocks und seines Volkes interpretiert - unaufhebbar in ihrer tragischen Dimension, solange nicht mit der Emanzipation aller Menschen auch die der Juden realisiert ist. Eben dies aber ist das weitere Thema des Gedichts: Die Frage nach der Aufhebung von Unterdrückung weltweit, wo immer sie anzutreffen ist, die Frage nach der universalen Emanzipation der Menschheit - eine unbeantwortete Frage bis heute.